

Raimund Hellwig

# Äthiopien - Ein Land im Spagat zwischen Tradition und Moderne

Äthiopien vom 28. 11. 1996 bis 26. 2. 1997,  
betreut von der **Friedrich-Ebert-Stiftung**

# Inhalt

Zur Person	46
Addis Abeba - Eine Reise nach Mexiko	46
Deutsche Gemeinde	50
Notizen aus der Provinz	52
Kirche und Killer	55
Timkat	57
Emerging markets	60
Die beste Gerüchteküche der Welt	63
Kwas dibulbu nat	66
„Is there a mystery behind it?“	68
Machtfragen eines Staatsvolkes	71
Exkurs	74
Ein Land mit 13 Monaten Sonne	74



*Raimund Hellwig*, geboren am 26. Mai 1964 in Siegen, volontierte 1990/1991 bei der „Thüringer Tagespost“, arbeitete im Kalivier in Nordthüringen und ist seit 1991 als Redakteur der WESTFALENPOST in Siegen. Zuvor war er freier Mitarbeiter beim Westdeutschen Rundfunk und diversen Tageszeitungen.

Äthiopien? Es mischen sich Bilder von verhungerten Kindern mit den Katastrophenmeldungen aus den 80er Jahren. Es taucht der Kaiser Haile Selassie auf, der mir als Kind in der Tagesschau begegnet ist. Und sonst? Wo erfährt man in Deutschland mehr, außer daß das Land 1974 die Kaiserdynastie abgeschüttelt und durch eine Militärherrschaft ersetzt hat, daß die Rebellen das Land nach einem Jahrzehnte dauernden Bürgerkrieg und durch den Krieg verursachte Hungersnöte übernommen haben, daß die Äthiopier und die inzwischen unabhängigen Eritreer Millionen von Toten und Verstümmelten zu beklagen hatten? Große Zahlen und Fakten für enzyklopädisch interessierte Buchhalter.

Aus dem Merian erfährt man sicher nicht mehr. Der letzte über Äthiopien ist aus dem Jahr 1966, als das Land noch Traumziel einer kleinen Schicht von Bildungsbürgern war, feudalistisches Reich mit Klöstern, Kirchen, Katakomben. Die Außenwirtschaftsberichte der Auslands-Industrie- und Handelskammer? Die letzten Agenturtexte? Es gab 1996 nicht mal einen ordentlichen Reiseführer. Und deshalb bedeutet drei Monate Äthiopien Planungen und Ideen korrigieren, gleichzeitig Abschied nehmen von Vorurteilen, Klischees und Erwartungen. Das gelingt besonders gut am Mexico Square im Süden von Addis Abeba.

## Addis Abeba - Eine Reise nach Mexiko

Der Platz heißt in einheimischem Sprachgebrauch Meksko. Auf den wenigen Karten, die es von Addis gibt, trägt der Platz einen Namen, den man vergessen kann, weil ihn sonst auch keiner weiß.

Auf den Straßen der chaotischen Millionenstadt, rund um die wie von einem Ordnungsfanatiker in das Gewühl gebaute Mobil-Tankstelle und die Mexico Bar pulsiert das Leben. Tausende bevölkern die arg ramponierten Straßen, in denen praktisch kein Kanaldeckel mehr vorhanden ist, kein

tiefes Loch, abwärts in die marode Kanalisation, nicht mit stinkendem Müll angefüllt wäre. Einige Tage lang liegt ein toter Esel am Bürgersteig, bis er schließlich über Nacht verschwindet. Tausende Menschen aus allen 80 Völkerstämmen des Landes, die Krawatten verkaufen, Lose für die äthiopische Lotterie und die für die amerikanische Einwanderungslotterie. Die Zeitungen hatten darüber berichtet, daß es eine Möglichkeit gibt, **Immigration-Visa** zu bekommen, auch ohne daß man viel Geld mitbringen muß. Sofort begann das Netzwerk der Straßenhändler, die Fragebögen zu vervielfältigen und für einen **Birr** pro Formular unter die Leute zu bringen, obwohl es sie auch umsonst bei der amerikanischen Botschaft gäbe.

In diesem erstaunlichen Gewühl aus Bettlern und Bankangestellten, Taschendieben und Taxifahrern, Schuhputzern und Zigarettenverkäufern am Mexico Square geht alles unter, was nach Organisation aussieht. Die blauweißen Sammeltaxen bahnen sich ihren Weg durch das Getümmel wie aggressive kleine Ozeandampfer, die ihren Lotsen gekielholt haben, in denen aber der lautstarke Schiffsjunge genau Bescheid weiß, wo es hingeht.

Dazwischen finden die kleinen, zumeist vom guten Willen ihrer Fahrer zusammengehaltenen Taxis, die Singles, zielsicher ihren Weg. In Addis gibt es auch sonst kaum Straßennamen, die von den Bewohnern akzeptiert werden. Die Africa Road heißt **Bole** Road, weil auf ihr immer der Ministerpräsident zum Bole International Airport fährt. Und der große Platz im Süden, eine Betonwüste, auf der die Autos und Lastwagen sich nach einem niemandem richtig verständlichen System vermengen und wieder auflösen, heißt „**Confusion Square**“.

Addis ist seit 1990 so sehr gewachsen, daß niemand weiß, wieviele Bewohner die Stadt eigentlich hat. Die Menschen kommen vom Land - was sie früher nicht durften, weil an den Toren der Stadt Schlagbäume standen, die die Leute vom Land aufs Land zurückschickten.

Heute ist die Landflucht zum existentiellen Problem für die Millionenstadt, die Hauptstadt Afrikas, geworden. Die Leute kommen aus den Provinzen, weil die Perspektiven am Land gleich Null sind. In Addis wechseln nur 90 Prozent der Schulabgänger in die Arbeitslosigkeit - auf dem flachen Land sind es mehr.

Ausländer klagen über die hohe Unfallhäufigkeit in Addis Abeba. Und in der Tat: Die Zahl der Autos ist nach dem Sturz der ehemaligen Machthaber, des Derg, erheblich angewachsen, und der andernorts durchaus übliche und notwendige Verlust durch Verschrottung und Verkauf tendiert in der Hauptstadt gegen Null. Ausländische Taxikunden beklagen auch das weitgehende Fehlen von Bremsen an vielen blauweißen Gefährten. Ihnen tut ebenso weh, daß manche Taxi-Driver ihre Wagen bergab anrollen lassen, weil sie Angst um ihre allzu oft benutzte Zündung haben. Und gänzlich unangenehm ist ihnen, wenn die Auspuffanlage sich allzu oft mit dem Boden in Verbindung setzt. „Kein Problem“, sagt der Fahrer dann, oder lacht nur breit, was er gerne tut.

Die Zahl der Unfälle ist hoch. Die Zahl der schweren Unfälle ist innerhalb von Addis eher gering. In der Regel wird Tempo 40 gefahren, wenn die Straßen frei sind und keine halbmeter tiefen Schlaglöcher zu erwarten sind. Andernfalls reduziert sich das Tempo auf Schleichfahrt. Im Verhältnis zu ihren Mit-Verkehrsteilnehmern zeigen sie in der Regel eine bemerkenswerte Nervenstärke, die besonders Fußgänger niemals unterschätzen sollen. Die Höflichkeit, einen Menschen auf der Fahrbahn mit der Hupe auf sein Kommen aufmerksam zu machen, steht in keinem Verhältnis zu ihrer Bereitschaft, diesen Fußgänger auch umzufahren, wenn er nicht freiwillig Platz macht. Besonders Busse machen von ihrer Größe und ihrer Unübersehbarkeit gnadenlos Gebrauch. Ganz davon abgesehen könnte jedes Bremsmanöver schwerste Folgen für die dicht an dicht stehenden Bus-Passagiere mit sich bringen.

Rund um die großen Brüder der alten Peugeots, Fiats und Renaults, die blauweißen Minibusse, hat sich eine regelrechte Industrie aufgebaut. Am Anfang steht der Taxi-Unternehmer, ein Einzelunternehmer, der bei der Taxi Authority eine Konzession beantragt, weil er ein Auto hat und ein wenig finanziellen Spielraum. „Dieser bürokratische Hindernislauf ist schlimm genug“, klagt ein Fahrer und hebt an mit dem üblichen Sermon über die Regierung. Bei einem Kaffee erfahre ich: Er ist Soldat, einer der vielen zehntausend demilitarisierten Amharen, und immer, wenn er am von tigrinischen Soldaten bewachten Ministerpräsidentenpalast vorbeifährt, spuckt er aus dem Fenster - bergab. Bergauf könnte jemand etwas sehen, dann schaut der Fahrer direkt auf die Gewehre der Soldaten.

Von der Minibus-Industrie leben aber auch die Schaffner und die Geldwechsler, die mit ihren Münzstangen nur darauf warten, daß eine ganze Busbesatzung kein Kleingeld parat hat, und der Schaffner einen oder gar zwei Birr in Wechselgeld ummünzen muß. Das bringt dem Geldwechsler (oder der Geldwechslerin, weil das im Minibus-Gewerbe die einzige Chance für Mädchen ist, etwas zu verdienen) pro Birr zehn Cent.

Als Modelle stehen auf den Straßen von Addis zwei Varianten zur Auswahl: Das Wijit (amharisch für „Diskussion“) ist die ältere, ursprünglichere Variante, bei der sich die Fahrgäste auf zwei Bänken gegenüber sitzen und durch ständigen Augenkontakt zu fröhlichen Disputen herausgefordert fühlen dürfen. Die modernere Variante ist dagegen eher langweilig, entstammt den Werkshallen von Toyota, Nissan oder - seltener - Mitsubishi, und fährt in der Regel seit zwei Jahren auf afrikanischen Straßen. Zuvor waren sie in Holland im Einsatz, und als sie dank einer Einfuhrerleichterung nach Äthiopien gebracht werden durften, brach der große Fahrermangel aus. Die Taxiunternehmer mußten die Schaffner zu Fahrern befördern, einige Geldwechsler zu Schaffnern, und ganz nebenbei auch noch einige Führerscheine auf dem Mercato kaufen. Seitdem ist das Leben auf den Straßen der Hauptstadt noch erheblich unsicherer geworden. Die Ex-Schaffner fahren so, wie sie früher ihr Geld eingetrieben haben.

Vorne beim Fahrer sind zwei enge Ehrenplätze für Ferenjis, wie die Weißen seit hunderten von Jahren genannt werden, oder ältere Mitreisende,

in der eigentlichen Fahrgastzelle (ein treffender Begriff) haben die Konstrukteure der Firma Toyota zwei Zweierbänke und ganz hinten schließlich eine Dreierbank vorgesehen. Es macht letztendlich überhaupt nichts, daß der Bus nicht fährt, bevor die letzte Bank mit fünf Gästen und die beiden anderen Bänke mit dreien überfüllt ist. Die disziplinierten Äthiopier nehmen es mit Würde. Demonstratives Aussteigen ist die höchste Form der Protestkultur im Minibus. Und wer meckert, wird als äußerste Form der Kritik, mit hochgezogenen Augenbrauen gestraft. Nur die Schaffner erlauben sich Spott und Schelte. Ihr zweiter Vorname ist Frechheit.

Ohne Frechheit kann man jedenfalls auf den Straßen von Addis nicht überleben. Für den reibungslosen Betrieb sorgen trickreiche, autodidaktisch geschulte Kfz-Mechaniker, Karoserieschlosser und Spengler, die sich bei Pannen auf offener Straße zu Expertenkonsilien zusammenschließen und in Pulks von sieben oder acht Fachleuten den Motorraum begutachten, Expertengremien, bei denen der leidtragende Fahrer in der Regel das Oberkommando übernimmt.

Für die Einnahmen sind die Schaffner zuständig, die zugleich lautstark die Route ankündigen und unschlüssige Fahrgäste unter Zuhilfenahme mäßiger körperlicher Gewalt in den Bus setzen. Ihr Marketing betreiben die meist einigermaßen zerlumpten Gestalten in einer Mischung aus charmanter Anmache und gelegentlich professionell zur Schau getragensem Streß. Einem Ferenji, der statt mit einem Taxi für umgerechnet zwei Mark gerne mit einem Minibus für umgerechnet sechs Pfennige durch die Stadt fährt, sehen sie mit besonderer professioneller Neugier entgegen. Dabei ist es mir nur zweimal passiert, daß sie mir mehr Geld abgeknöpft haben als den Einheimischen. Und beide Male hat die störrisch weit geöffnete Hand des Ferenjis zu reuiger, von einem breiten Grinsen getarnter Einsicht geführt.

Einnal hat sich im Wijit sogar eine Diskussion entspannt, ob der Ferenji überhaupt bezahlen muß. Am Meksko hatte sich eine fröhlich grinsende Gruppe zerlumpter Schlepper, verstärkt durch einige Münzwechsler-Kinder zusammengetan, um den nur mit einem wartenden Ferenji gefüllten Bus als besonders **besichtigenswerte** Attraktion für weitere Mitreisende anzupreisen. „They make an advertisement with you“, lacht ein ordentlich gekleideter Herr mit Brille und bunter Krawatte, als er einsteigt, und auch die anderen Mitreisenden sind voller Interesse für den seltenen Vogel, der sich da trotz seiner vermuteten Reichtümer nicht in eine standesgemäße Taxe setzt, sondern in einen Minibus, in dem man mit etwas Pech genau riechen kann, ob Fastenzeit ist oder nicht. Und während alle darauf warten, daß sich auch noch ein Passagier für den letzten halben freien Platz findet, freuen sich alle über diese heute überaus interessante Heimfahrt und fragen sich, ob er nun bezahlen wird oder nicht.

Für einen nicht allzu empfindlichen Neuankömmling, der den näheren Kontakt mit den Bewohnern seines Gastlandes nicht allzu sehr scheut, sind die Minibusse ideale Transportmittel. Die Schaffner sprechen zwar in der Regel kaum Englisch, aber im Minibus findet sich grundsätzlich ein

freundlicher Mensch, der gerne bereit ist zu übersetzen. Im Idealfall entspinnt sich auf eine harmlose Frage nach einem Ziel eine heftige Diskussion unter den Teilnehmern, die dazu führt, daß irgendwann irgendein Mitreisender oder der Schaffner selbst den freundlichen Hinweis zum Ausstieg gibt. Taschendiebe sind in den Minibussen übrigens eher eine Seltenheit - sie sind in der Regel nicht bereit, in der sehr geringen Hoffnung auf einen unaufmerksamen Ferenji 40 Cent zu investieren. Da gibt es viele bessere Orte.

## Deutsche Gemeinde

Die Deutsche Gemeinde in Addis Abeba fährt kein Taxi, und Minibus erst recht nicht. Das Standardgefährt für die **Djermenenjis** ist der **Four-Wheel-Toyota** oder das vergleichbar hochbeinige Gefährt anderer japanischer Hersteller. Vereinzelt tauchen - zumeist mit Botschaftsangehörigen angefüllt - Mercedes-Limousinen mit **CD-Vermerk** am Kennzeichen auf.

In der Zeit des Derg ließen sich die Deutschen ihre Wagen von einem griechischen, mit einer Italienerin verheirateten Tankstellenpächter versorgen und warten. Er schaffte es auch während der Zeit der Rationierung, die deutschen Wagen mit Sprit zu versorgen. Diese Hilfen wurden auch dadurch erleichtert, daß die im Land ansässigen Mineralölkonzerne einen wirksamen Schutz vor Privatisierungen hatten: Ohne ihren Treibstoff hätte die äthiopische Kriegsmaschinerie stillgestanden. Daß die Konzerne in ihrer allfälligen Einigkeit am Tod von zehntausenden äthiopischer wie eritreischer Soldaten prächtig verdient haben, ist wieder eine andere, nicht geschriebene Geschichte.

Die Deutschen jedenfalls fühlten sich eine ganze Zeit lang - und offiziell bis heute - verpflichtet, der griechischen Tankstelle die Treue zu halten. Zwar kennt jeder die vielfältigen Geschichten von wichtigen Bestandteilen des Motors, die über Nacht um Jahre alterten, jeder kennt den Witz vom Liefertermin, bei dem nicht vereinbart wurde, ob der in Äthiopien gültige julianische oder der gregorianische Kalender gelten soll.

Im Straßenverkehr haben sich die Deutschen weitgehend angepaßt. „Manchmal habe ich wirklich gute Laune und fahre defensiv“, lacht die **dpa-Journalistin** Cornelia Stiebler, „und das erkennen sie, und sie nutzen meine Freundlichkeit gnadenlos aus.“ Mit schlechter Laune am Steuer kommt man allemal schneller voran. Die Chauffeure der Japan-Panzer sind den spillerigen Klapper-Peugeots und frühneuzeitlichen Datsuns allemal weit überlegen.

Von solchen Augenblicken des Glücks abgesehen fühlen sich viele Deutsche in ihrer deutlich skeptischen Einstellung gegenüber dem Gastland bestätigt. „Liebe Menschen“ seien die Äthiopier, disziplinierter allemal als ihre schwarzafrikanischen Brüder im Süden und Westen. „Wie sonst wäre es erklärbar gewesen, daß in der regierungslosen Zeit zwischen der Flucht

des stalinistischen Diktators Mengistu und der Machtübernahme der TPLF nichts passiert ist", fragt ein äthiopischer Geschäftsmann rein rhetorisch. „In jedem anderen Land Afrikas hätten sich die Leute nach drei Tagen gegenseitig erschossen.“

Aber am deutschen Wesen fehlt halt doch einiges, wissen die mit dem deutschen Wesen. Auch wenn der Herr Botschaftsgärtner Makonnen vom Bundespräsidenten Herzog das Bundesverdienstkreuz verliehen bekommen hat.

Die Äthiopier ihrerseits tun einiges dafür, daß das so bleibt. Die meisten der bei Deutschen beschäftigten **Amharen** sind außerordentlich zuverlässige, aber auch sehr rollenorientierte Menschen. Der militärische Gruß in jeder Lebenslage, die deutliche Unterordnung unter den weißen Arbeitgeber, von dem sie immer noch nicht wissen, wie er es geschafft hat, soviel Geld für eine so weite Reise aufzubringen, und deren Sinn sie auch nicht immer verstehen wollen. Der Handkuß für die monatliche Lohnzahlung, das manchmal übereifrige Dienern - manchmal fällt es Deutschen schwer, sich nicht so zu fühlen, als habe sich Carl Peters persönlich in ihrem Stammbaum verewigt.

So fügt es sich schnell zusammen, daß viele Deutsche sich angesichts der vielen offenen Fragen in ihren Compounds einigeln, den Kontakt zum Land über ihr in der Regel recht gut bezahltes Hauspersonal abwickeln und ansonsten nur miteinander herumglücken. Von ihren Inseln der Seligen mit wertvolles Feuerholz verbrennendem Kamin, Köchin und Kammerdiener, steigen sie gerne bei Ausflügen in die nähere Umgebung herunter. Dann fahren sie zum Lake Langano, einem der wenigen **bilharziösefreien** und schwimmtauglichen Gewässer in der weiteren Umgebung. Manche fahren in ein Naturschutzgebiet, manche fliegen ins benachbarte Arabien, wo es sich recht gut Urlaub machen läßt.

Die Kinder der Städter haben diese Möglichkeit selten. „Natürlich können unsere Kinder mit äthiopischen Kindern auf der Straße spielen“, sagt ein Botschaftsangehöriger. Aber es gibt doch viel schönere Plätze - „in unseren Häusern.“ Auch in der deutschen Botschaftsschule gibt es Fraktionen. Die ganz dunklen Kinder sind eher untereinander, die Kinder der Weißen mit helleren äthiopischen Kindern. Man weiß halt, wer man ist.

Je größer der Druck von außen wird, desto mehr schließen sich die Deutschen untereinander zusammen. Im Moment ist der Druck nicht sehr stark. Das Land ist friedlich, das Leben billig, und auch die heißen Tips vom schwarzen Markt werden nicht mehr benötigt, weil die einstige Bückware aus der Frühzeit der **TPLF-Herrschaft** inzwischen zu zivilen Preisen in den Supermärkten zu haben ist. Deshalb kann man es sich auch leisten sich untereinander in Fraktionen zu spalten. Die Mitarbeiter der NGOs, der westlichen Hilfsorganisationen, bilden eine solche Fraktion. Sie sind von Berufs wegen oft im Land unterwegs, und sie haben viel eher als die städtischen **Compound-Könige** einen Zugang zu Äthiopiern, was sich zunächst darin äußert, daß sie beginnen, **amharisch** zu lernen.



## Notizen aus der Provinz

Alem Ketema. „Spranger“ muß an diesem Tag nicht arbeiten. Der rotbraune Ochse stellt sich nur unwillig zum Fototermin, und Ato Seleki zehnjähriger Sohn hält vorsichtig Abstand zu dem imposanten Tier, das an diesem Tag erkennbar schlechter Laune ist.

„Spranger“ ist ein Geschenk des deutschen Entwicklungshilfeministers, der in Ato Seleki **Tukul**, der traditionellen Lehmhütte zu Gast war, bevor er das Menschen-für-Menschen-Projekt in der äthiopischen Kleinstadt besuchte. Der Politiker fühlte sich bei dem Bauern so wohl, daß er seinen Begleiter Karlheinz **Böhm** übersetzen ließ, welches Gastgeschenk er Seleki machen könnte. „Einen Ochsen“, sagte Seleki, ja, den könne er wohl gut brauchen. Ein Ochse kostet in Äthiopien etwa 200 Mark, und der Minister zückte sofort die Brieftasche.

Aus Dankbarkeit taufte der Äthiopier seinen neuen Stallbewohner „Spranger“, und als Karlheinz Böhm dem Christsozialen später von der unverhofften Ehre erzählte, „hat er gelacht, wie ich noch nie einen Menschen habe lachen hören“.

Die Bewohner des atemberaubenden Hochlandes rund um Alem Ketema leben, nur durch eine in der Regenzeit fast unpassierbare Allwetterstraße mit der Metropole Addis verbunden, in der ärmsten Gegend Äthiopiens, in einer Stadt, wie sie vielleicht einmal im Mittelalter in Deutschland ausgesehen hat. Das Handwerk ist kaum ausgeprägt, Weber, Töpfer und Schmiede leben von der restlichen Bevölkerung getrennt in einem eigenen Stadtviertel. Ihre Söhne und Töchter heiraten untereinander. Daß sie in die Ackerbürgerfamilien einheiraten könnten - „unmöglich“, sagt Menschen-für-Menschen-Projektleiter Dr. Horst Baum.

Gegenüber Fremden, insbesondere den Mitarbeitern und Gästen von **MfM** sind sie so herzlich und gastfreundlich, wie man es sich nur vorstellen kann. Untereinander können sie ein ganz anderes Gesicht zeigen. Im Gesundheitsposten, der seit 1993 in Alem Ketema besteht, sind Verbrennungen die häufigste Verletzungsart. Und direkt danach kommen Traumata, sagt Baum. Prellungen und Knochenbrüche, wie sie entstehen, wenn zwei Männer mit ihren Knüppeln aufeinander einschlagen. Blutrache ist ebenfalls ein gängiges Mittel der Auseinandersetzung. Noch gar nicht so lange her ist es, daß ein Bauer einen anderen mit seinem Knüppel erschlagen hatte. Er eilte sofort nach Hause, holte seine Kalaschnikow aus dem Schrank und floh ins Tal an den **Wontschi-Fluß**. Es nutzte nichts mehr: Die Verwandtschaft seines Opfers brachte ihn dort mit ihren Kalaschnikows zur Strecke. Ato Seleki, der natürlich sofort von der Affäre gehört hatte, fand das gar nicht schlimm.

Alem Ketema ist aber auch ein gefährlicher Ort, nicht nur für die 300 politischen Gefangenen, die in dem streng bewachten Gefängnis einsitzen. In den Bergen sind immer noch die Shiftas unterwegs, teils Räuberbanden, die sich bei Konfrontationen mit der Polizei flugs darauf besinnen, politische Motive anzugeben, teils sind es wirklich Oppositionelle, die sich vor

der allgegenwärtigen Staatsgewalt ins wilde Hochland geflüchtet haben. Erst vor wenigen Wochen lieferte sich einer der berühmtesten **Shiftas** mit dem Ruf eines Robin Hood, ein Sozialrevolutionär mit dem Namen Getaw, ein Feuergefecht mit der Polizei, bei dem sechs Polizisten umkamen. Er selber erschoss sich mit einer Kugel in den Kopf, als seine Lage aussichtslos wurde. Seine Leiche stellten die Polizisten eine Woche lang am Kreisverkehr in **Alem Ketema** aus, und jeder, der ein Kreuz schlug oder gar weinte, mußte hinterher mit sehr schwierigen Fragen oder noch größerem Ärger rechnen.

In Alem Ketema gibt es einen Bauern, der nachgerade zum Musterbeispiel für den Wiederaufbau der verwüsteten Landschaft wurde. Er gilt der Hilfsorganisation als Musterbeispiel für eine geglückte Umstellung auf die von **MIM** angestrebte ökologische Landwirtschaft. Er hat einen Erosionsgraben, der an sein Land grenzt, mit schnellwachsenden Pflanzen und Akazien besetzt. Sein Nachbar zweifelte am Erfolg dieser Maßnahme und will bis heute nicht einsehen, daß er falsch lag. In der Tat: An seiner Seite des Grabens, durch den alljährlich viele Tonnen fruchtbaren Schlamms talwärts rauschten, bricht die Krume immer noch ab. Die bessere Seite hält sich stabil, die Drahtkörbe haben sich mit Erde gefüllt.

Hinter der kleinen Akazien- und Eukalyptusschonung verbergen sich die Tukuls, in denen die 38 Familienmitglieder und das Vieh leben. Nur einige Meter weiter liegt das Farmland, sorgsam mit Terrassen aus Stein versehen, auf dem Sorghum und **Teff** wachsen, der kreisrunde Dreschplatz, auf dem jetzt kurz nach der Ernte das leere Stroh **liegt**. xxx bewirtschaftet mit seiner Familie 5,6 Hektar, ein ungewöhnlich großes Stück Land. Und er könnte auch zwei oder drei Jahre Dürre überstehen, indem er Holz verkauft, oder die Milch der Friesen-Zebu-Kuh, die ihm „Menschen für Menschen“ besorgt hat, sagt Dr. Baum mit einigem Stolz. Andere Farmer der Region sind noch lange nicht soweit.

Nur wenige Kilometer weiter haben die deutschen Helfer ein weiteres Projekt aufgezogen. Hier steht einer der ersten Tukuls aus Stein. „Ein einziger herkömmlicher Holztukul kostet das Land einen viertel Hektar Wald“, klagt Dr. Baum. In diesem Jahr will Menschen für Menschen insgesamt 100 Steintukuls mit einem Pauschalbetrag von 500 **Birr** fördern. Die Steine kommen aus der Ziegelbrennerei im Menschen-für-Menschen-Compound, wo auch die Maurer angelernt werden.

Peter Dingler bemüht sich inzwischen um die Ältesten von Alem Ketema. Der Bürgermeister des Münchener Vorortes Vaterstetten ist einer der Gründer der ersten äthiopisch-deutschen Städtepartnerschaft. Die Bayern haben sich damit eines der schwierigsten Felder für eine Partnerschaft ausgesucht, die man sich denken kann, und wenn nicht Menschen-für-Menschen-Gründer Karlheinz Böhm in Vaterstetten gewohnt hätte, und wenn Sozialdemokrat Dingler nicht so begeistert von Willy Brandts Nord-Süd-Dialog gewesen wäre, dann hätte das ehrgeizige Projekt wahrscheinlich noch nicht einmal bis zur Unterzeichnung der Partnerschaftsurkunde geführt.

So ist Peter Dingler schon zum dritten Mal in „Mothers Hotel“ in Alem Ketema, einer dunklen Lehmhütte mit grau gefliestem Boden, einigen zusammengetragenen, arg ramponierten Resopaltischlein und zwei Bildern von leichtgeschürzten, blonden Ferenji-Fräuleins. Die Öffentlichkeit muß an diesem Tag draußen bleiben, weil sich die politische Prominenz in der „Stadthalle“ versammelt hat. Auf den wackligen Resopaltischen wird fleißig äthiopisches Bier der Sorte St. Georges Draft, gebraut nach tschechischem Pilsener-Braurezept, aufgetragen, während das ansonsten übliche Nationalgetränk Tedsch und der Honigwein Talla außen vor bleiben. Eng aneinandergedrängt und immer noch in die feierlichen Gabrielstags-Shammas, die feingewebten weißen Umhänge gehüllt, setzen die würdigen Eiders ihre Feiertagsmienen auf.

Diesmal hat Dingler frohe Nachricht mitgebracht. Immerhin 40 000 Mark habe der Vaterstettener Partnerschaftsverein gesammelt, erklärt er den Ältesten der Kleinstadt (die viel zu sagen haben) und dem jungen äthiopischen Bürgermeister (der eigentlich nur Phrasen drischt). Welche Wünsche sie hätten, und ob man nicht sofort darüber sprechen könne. Auf erstaunte Blicke stößt sein Vorschlag, für 2 000 Mark einige Sportgeräte anzuschaffen, um das sportliche Leben anzustoßen. Der Vorschlag kommt schnell wieder in die Schublade, ebenso wie die Idee der Ältesten, eine Schule zu bauen. Menschen für Menschen ist gerade erst dabei, die bestehende Schule zu erweitern, und Menschen für Menschen ins Geschäft zu fuhrwerken oder gar Konkurrenz zu machen . . . das ist dem Böhmer Dingler ein Graus. Auf offene Freude stößt dagegen der 1 000-Dollar-Gutschein für die Schulbücherei der Primary School, den Dingers Ehefrau Ingrid, eine Volksschullehrerin, mitgebracht hat. Bevor die Gastgeber ihre Gastfreundschaft mit Riesenmengen Injera und allen möglichen Beilagen untermauern können, regt sich diplomatischer Geist. Dingler berichtet über den Vaterstettener Verein, der in der kurzen Zeit immerhin 40 000 Mark zusammengetragen hat und jetzt nach geeigneten Investitionsmöglichkeiten sucht. Der junge Bürgermeister läßt verhaltene Kritik an den bisherigen Versprechungen aus Bayern durchklingen, denen bisher keine Taten gefolgt seien. Außerdem hätte man mehr Zeit haben müssen, um die Gäste aus Deutschland angemessener zu empfangen. Doch einer der Eiders, ein ehemaliger Offizier, rückt die Kritik mit einer längeren Rede wieder zurecht. „Dankbar“ sei man, und man hoffe, daß die Beziehungen weiter ausgebaut würden, man kenne die Schwierigkeiten und denke, daß alles gemeinsam zu lösen sei. Und Bürgermeister Dingler überreicht den Zinnteller der Gemeinde Vaterstetten und bekommt eine Shamma als Dankeschön.

Besonders von dem 1 000-Dollar-Scheck für Bücher verspricht man sich viel. Die Jugendlichen der Stadt sind ungewöhnlich erpicht auf eine solide Schulbildung. Die meisten wollen weg aus dem gottverlassenen Nest, mindestens nach Addis Abeba, aber vorzugsweise nach Europa. Die Chancen für Schulabgänger, hier nach ihrem Abschluß einen Job zu finden, sind gleich Null. Und wer einmal die Schule besucht hat, beklagen sich Bauern, der ist auch nicht mehr bereit, auf dem elterlichen Feld zu arbeiten. „Sie

liegen den Eltern auf der Tasche und hoffen auf ein Wunder, das sie nach Europa bringt." Oder zumindest nach Addis Abeba, der ersten Zwischenstation ins gelobte Land. Aber zumindest - und daran denken die Landflüchtlinge vorzugsweise nicht - in die große Masse von Arbeitslosen, die Schulen und Universitäten alljährlich ausstoßen: Die Arbeitslosenquote unter den Absolventen der weiterführenden Schulen liegt bei über 90 Prozent.

## Kirche und Killer

Als die beiden Väter der äthiopischen orthodoxen Kirche, Frumentius und Aedesius, im vierten Jahrhundert als Knaben nach Äthiopien kamen, fanden sie ein von Stammesreligionen und heidnisch-animistischen Bräuchen geprägtes Land vor. Das Schiff der beiden wurde von Seeräubern überfallen, sie selber wurden als Sklaven an den damals mächtigen Hof von **Axum** verkauft. Dort wurden sie wegen ihrer Bildung die Erzieher des Thronerben Ezana und dessen Bruder Sazana, und die beiden hochgebildeten Lehrer, beide sprachen Aramäisch und Griechisch, bemühten sich zugleich, die Segnungen des Christentums weiterzubreiten. Als Ezana den Thron bestieg, befreite er die beiden aus der Sklaverei. Frumentius berichtete dem Patriarchen Athanasios von Alexandria in Ägypten von seinem Abenteuer, bat ihn, einen Erzbischof zu ernennen und der machte den später **Abba Salama** (Vater des Friedens) genannten Frumentius prompt selber zum Erzbischof von Äthiopien. Das war im Jahr 332.

1665 Jahre später steht die vom Kirchenvater Salama gegründete orthodoxe Kirche von Äthiopien vor einem Scheideweg. Immer noch ist Äthiopien das Land mit den meisten Kirchen der Welt. Klöster überziehen das ganze Land, kleine Wellblechkirchen, runde Tukuls und prächtige Sakralgebäude. In Axum liegt die Bundeslade, sagt die orthodoxe Kirche, in einem Gebäude so heilig, daß es rund um die Uhr bewacht wird, und das nicht einmal der Kaiser **Haile Selassie** betreten durfte. Die Bundeslade, so sagt die Legende, wurde von den Erstgeborenen der Stämme Israels nach Äthiopien gebracht, als die Königin von Saba Salomon verließ. Daß die Laden-Träger nicht von einem heiligen Blitzstrahl erschlagen wurden, interpretieren die Äthiopier bis heute als Beweis dafür, daß sie das auserwählte Land sind. Doch im auserwählten Land des mosaischen Gottes gibt es Probleme. Zwei Jahrzehnte, in denen die ehrwürdigen Abunas und ihr Patriarch mit den Derg **kollaborierten**, und einige Jahre zweifelhafter Vergangenheitsbewältigung haben gereicht, um aus der festen Burg ein marodes Gemäuer zu machen.

Abuna Paulos, der 1992 gewählte Patriarch der Orthodoxen Kirche, genießt nicht das Vertrauen seiner Mitbrüder. Nicht nur, daß er als erster Patriarch überhaupt im Ausland studiert hat und englisch spricht. Nicht nur, daß er aus dem selben Dorf in Tigre stammt wie sein weltlicher Counter-

part **Meles** Zenawi - aus dem durch die Schlacht gegen die Italiener 1896 bekanntgewordenen Adua.

Nein - noch nicht einmal seine Wahl ist nach kanonischem Recht unangreifbar gewesen. Sein Vorgänger, Abuna Merkorios, ist 1991 aus dem Land geflohen, von seinen Mitbrüdern exkommuniziert, und wo er heute seine feste Residenz hat, das wissen nur Eingeweihte. Gerüchte sagen jedenfalls, daß der unheilige Vater auch in Zimbabwe eine Behausung gefunden habe, während er hauptberuflich eine Abspaltung von der orthodoxen Kirche in Amerika leitet.

Zimbabwe, das ist das Land, in dem auch der von schwerbewaffneten Leibwächtern beschützte Ex-Diktator **Haile** Mengistu Mariam auf den Ruf zur Rettung des Vaterlandes wartet.

Der größte Mangel am exilierten Patriarchen ist aus Sicht seiner Nachfolger: Abuna Merkorios lebt noch, und ein Patriarch regiert nach kanonischem Recht bis zu seinem Tod. Und das macht die Stellung des regierenden Patriarchen Abuna Paulos so schwierig.

Das Mißtrauen der Heiligen Synode gegenüber dem Patriarchen gründet sich aber noch auf weitere Vorwürfe. Paulos sei ein verkappter Modernisierer, glauben viele der erkonservativen Abunas, obwohl er gerade durch einen betont konservativen Kurs versucht, Stimmung für sich zu machen. Er sei zu dicht an der Regierung, lautet ein weiterer Vorwurf, und habe es dennoch immer noch nicht geschafft, die während der Derg-Zeit, im März 1975 während einer Landreform enteigneten Kirchengüter zurückzubekommen. „Ihn mag kaum einer“, sagt ein Priester nach langem Zögern und unter vier Augen, „jeder weiß, warum er sich hinter Leibwächtern verstecken muß.“

Unterstützt wird Abuna Paulos durch die Regierung, sagt ein Landeskenner. Die EPRDF, der Zusammenschluß der siegreichen Bürgerkriegsfraktionen, gründete eigens eine Gruppierung namens Maheber Quedus, „Gesellschaft der Heiligen“, einen klandestinen Zusammenschluß fundamentalistischer Orthodoxer, der als verlängerter Arm der Staatspartei in der Kirche gilt.

Doch wenn man den Zeitungsberichten glaubt, kann sich der Patriarch wehren, und wenn es sein muß, mit allen Mitteln.

Der Aufmacher in der amharischsprachigen Zeitung Tukruat versprach Zündstoff: Patriarch Paulos, so schreibt der Journalist, habe einen Auftragskiller für einen amharischen Politiker gedungen und 10 000 **Birr** dafür ausgelobt. Der Schalldämpfer sei bereits besorgt. Ähnliches berichtet die amharische Zeitung Bisa über einen aus den USA eingereisten Priester, der speziell für Straßenkinder sammelt. Auch er, so behauptet die Zeitung, solle auf Anweisung des Patriarchen von einem Auftragskiller ermordet werden. Das muß man nicht unbedingt glauben . . .

Das Mißtrauen der Kirchenväter, das auch die meisten Gläubigen teilen, entlud sich im Januar. Bei einem Gottesdienst in St. Estifanos versuchte der Eremit Abba Selassie, den Patriarchen mit einem Säbel anzugreifen. Die stets präsente Leibwache streckte den Eremiten mit gezielten Pistolen-

schlissen nieder, es entstand eine Panik in dem Kirchengebäude. Eine andere Version des Vorfalles, die in Addis kolportiert wurde, lautet so, daß der Eremit lediglich eine Petition habe übergeben wollen.

Bei einem zweiten Zwischenfall in St. John wurden die Gläubigen auf 18 Militärlastwagen abtransportiert und in ein Gefängnis gekarrt. Seitdem, so schreibt eine Zeitung, seien sie noch nicht wieder freigekommen.

Für das nahende Timkatfest ergaben sich damit höchst ungünstige Vorzeichen.

## Timkat

Die Minibusse fahren an diesem Tag nicht ganz wie gewohnt. In den Straßen der Stadt fallen die vielen weißen Festtags-Shammas auf. Die Bettler an den Hauptstraßen gehen dennoch wie gewohnt ihrem Tagewerk nach. Erst am Nachmittag findet in den Straßen rund um das **Janmeda-Feld** in Addis kein Verkehr mehr statt. Die Straßen wimmeln von fröhlichen Menschen - weniger als im letzten Jahr - und nervösen Polizisten - mehr als im letzten Jahr. Es hat nach dem Säbelattentat auf Patriarch Paulos viele Gerüchte in der Stadt gegeben, es sei ein Bombenanschlag während der Timkatfeiern geplant, oder es solle wieder „eine Petition übergeben werden“ - auf jeden Fall sei gefährlicher Ärger zu erwarten.

Dementsprechend eifrig sind die Bodyguards, die teils erkennbar bewaffnet, teils mit unter **Priestergewändern** verstecktem Schießgerät ausgestattet, um die Hauptpersonen herumwieseln.

Den Auftakt des Zuges machen die informellen Mitsänger - fröhlich singende und tanzende Jugendliche in Zivil, die in Blöcken über die Straße toben. An ihren Uniformen erkennbar sind die vielen hundert Meßdienerchen, die genauso fröhlich singen und tanzen, immer aufmerksam beobachtet von den Straßenjungs, die auf den Mauern des Compounds der Deutschen Kirche sitzen, die direkt an das Janmedafeld, den größten Platz im Stadtgebiet, grenzt.

Voller Würde und gemessenen Schrittes marschiert der sorgsam abgeschirmte Patriarch, aus dessen blütenweißem Gewand ein **bauernschlaues**, selbstzufriedenes Gesicht hervorschaut. Dahinter die Taboträger, die Träger des **Allerheiligsten**, das an diesem Tag aus den Kirchen hervorgeholt und den Gläubigen gezeigt wird. Auf ihren Köpfen tragen die bärtigen, in buntes Tuch gekleideten Priester die Tabots. Ihr Mienenspiel haben sie ausgeschaltet. Während alles tanzt und lacht, zeigen sie standesgemäß tiefernste Mienen vor.

Der einige tausend Gläubige starke Zug biegt schließlich auf das gewaltige Gelände ein, wo die mit Knüppeln bewaffneten Polizisten die einfachen Gläubigen vom eigentlichen Schauplatz der Zeremonie trennen. Etwa 100 Meter freies Feld liegen zwischen Gläubigen und den beiden Zelten für die Ehrengäste und die Tabots. Nur die durch Kleidung und Anstecker eindeutig als Kirchenangehörige ausgewiesenen Teilnehmer -

und eine kleine, schlechtorganisierte Truppe von mit Kompaktkameras bewaffneten Ferenjis darf sich dem Schauplatz nähern.

Für sie ist die Freundlichkeit und die sprichwörtliche Gier der Kirchenmänner, fotografiert zu werden, ein eigener Festtag. Kein Ordner, der einem besonders frechen Fotografen den Zutritt verwehren würde. Kein Polizist, der eine peinliche Untersuchung der Fototasche einfordern oder sogar den Inhalt der Taschen auf Waffen untersuchen würde. Dafür aber immer wieder fragende dunkle Gesichter hinter Tragekreuzen und Bannern, die auf das Klick der Kameras warten und die Aufnahme gelegentlich mit geradezu biblischer Strenge einfordern.

Das Timkatfest wird auch ohne Bombenanschlag oder Petition zu einer Demonstration gegen den Patriarchen. Die Geistlichen der Trinity Church vom Arat Kilo und einige andere Kirchen marschieren erst 20 Minuten nach Abuna Paulos zum Janmeda. Und auch im Zelt der Ehrengäste kommt es zu einer kleinen Demonstration, die aber nur genauen Beobachtern auffällt. Als Patriarch und Gemeinde sich geschlossen von ihren Sitzen erheben, stehen einige der Kirchenväter mit deutlicher Verzögerung und einem verächtlichen Gesichtsausdruck auf, der allenfalls noch durch den Finger im Nasenloch zu steigern wäre. Doch der Patriarch auf seinem goldbeschlagenen Thron mit den goldenen Löwen an den Lehnen und dem ebenso goldenen Tischlein vor sich, gibt sich gelassen.

Als schließlich alles vorbei ist und die Tabotträger in ihrem Zelt verschwinden, ist auch für Paulos die Zeit gekommen. Er entschwindet in seinem gepanzerten Mercedes, gefolgt von niederen Würdenträgern, für die einige geländegängige Wagen bereitstehen. Und auch das Volk macht sich jetzt auf den Heimweg. Am nächsten Tag sind die Kirchen in anderen Stadtteilen mit ihren Timkatfeiern an der Reihe, am Sonntag am Sarbet-Roundabout im Südwesten, am Montag rund um die Kirche Kidus Michael im Stadtteil Mekanisa. Hierhin kommt der Patriarch nicht - sein Bedürfnis an Öffentlichkeit ist in diesen Tagen überreichlich gestillt.

In diesen Tagen wird in den Zeitungen und unter Geistlichen auch immer wieder die Gefahr einer Kirchenspaltung diskutiert. Mehr und mehr Gläubige sind unzufrieden mit dem starren orthodoxen System, demgegenüber sogar der inzwischen verewigte tridentinische Ritus der Katholiken erscheint wie eine Explosion des Liberalismus. Gläubige haben nicht in der Bibel zu lesen - das ist eine Sache der Priester. Sie könnten auch mit der toten Sprache des Ge'ez wenig anfangen, das außerhalb des Klerus kaum noch jemand beherrscht. Und so ist es auch in Äthiopien so, daß besonders die gebildeteren Gläubigen ihre eigenen Wege gehen.

Besonders die **evangelikalen** Bewegungen profitieren von der Schwäche und mangelnden Reformbereitschaft der orthodoxen Kirche. Derzeit gehört die Hälfte der äthiopischen Bevölkerung der orthodoxen Kirche an, zehn Prozent bekennen sich zu einer der vielen evangelischen und pfingstlerischen Kirchen, die in den letzten Jahren in Äthiopien stark geworden sind, 500 000 Äthiopier sind katholisch. Die Moslems bilden neben einigen Naturreligionen den großen Rest.

Dabei ist auch das Verhältnis der Kirchen untereinander von Mißtrauen geprägt. Mit dem Einzug der Missionare in Äthiopien vor Jahrzehnten hat die massive Proselytenmacherei begonnen, die nach dem Fall des Derg-Regimes und dem Bekenntnis der neuen Regierung zur Religionsfreiheit ganz neue Ausmaße angenommen hat.

Viele orthodoxe Kirchenmänner beklagen einen wachsenden Einfluß von pfingstlerischen Elementen in ihren Gemeinden, der nicht zuletzt dadurch zustande kommt, daß Mitglieder der von den Derg verbotenen Pfingstkirchen bei den Orthodoxen untergeschlüpft sind. Die pfingstlerische *Mulu Wengel* etwa soll ihren Mitgliedern sogar empfohlen haben, in der orthodoxen Kirche zu bleiben und sie von innen aktiv umzugestalten.

Das Verhältnis der Staatskirche zu den *Pfingstlern* war immer sehr schlecht. Noch zu Zeiten Kaiser Selassies hatten die Kirchenfürsten versucht, die besonders unter Akademikern keimenden charismatischen Tendenzen durch die Staatsmacht bekämpfen zu lassen. Eine starke pfingstlerische Bewegung unter Studenten der Universität von Addis Abeba wurde Ende der 60er Jahre auf Drängen der orthodoxen Kirche von den Behörden zerschlagen, ihre Mitglieder kamen entweder bei der Staatskirche selber unter oder bildeten höchst verschwiegene Hauskreise.

Heute unterstützen einige pentekostale Kirchen eine geheime Gemeinschaft in der orthodoxen Kirche, die die *Protestantisierung* der Amtskirche massiv, aber im Verborgenen vorantreiben will. Das weiß auch Patriarch Paulos - und er wehrt sich mit aller Macht und mit allen Tricks gegen die Reformer, Pfingstler und *Tehadiso-Anhänger*, die die äthiopische Amtskirche zum erstenmal nach 1 600 Jahren auf neuen Kurs bringen wollen.

Doch Patriarch Paulos setzt den Kurs der Konfrontation gegenüber den Evangelikalien uneingeschränkt fort. Seiner Meinung nach muß die orthodoxe Kirche gegenüber allen anderen Kirchen auch verfassungsmäßige Priorität bekommen, weil sie die einzige äthiopische und alle anderen missionierte Kirchen seien. Evangelisch-reformistische Strömungen in der orthodoxen Kirche hat er heftig bekämpft. Auch seine Anhängerschaft ließ sich von dem Konfrontationskurs anstecken. In den vergangenen Jahren kam es immer wieder zu heftigen Auseinandersetzungen, die gelegentlich tragisch endeten. 1993 etwa brach eine Massenversammlung von konservativen Orthodoxen zu einem Sturm auf eine evangelische Kirche auf, und das Eingreifen von Polizei und Armee forderte schließlich mehrere Tote und Verletzte. Und 1996 fanden sich die teilweise auch untereinander verfeindeten Gegner des Patriarchen zu einer Koalition zusammen und demonstrierten zum Entsetzen der Konservativen gemeinsam gegen Abuna Paulos. Für die Amtskirche war dies ein Menetekel, das Schlimmeres versprach.

Profiteur der orthodoxen Starre ist unter anderem die Mekane-Yesus-Kirche, die in den letzten Monaten einen starken Zulauf enttäuschter Orthodoxer verzeichnet hat. Ihre massive Evangelisation unter den Moslems könnte jedoch Anlaß für harsche Gegenbewegungen sein, befürchten Geistliche. Zwar haben sich die äthiopischen Moslems im Supreme Coun-



oil for Islamic Affairs erst vor zwei Jahren von ihrem fundamentalistischen Flügel getrennt, aber die Anzeichen mehren sich, daß die Konservativen an Boden gewinnen. Zumal unter den auch in Addis reichlich vorhandenen Somalis gewinnt die fundamentalistische *Al-Itihad* an Einfluß. Dies verspricht auch politisch Zündstoff. Nicht umsonst ist die Regierung Zenawi und ihr Geheimdienst gegenüber somalischen Extremisten äußerst sensibel geworden. Gerade im südlichen Addis hat es um die Jahreswende 1996/97 angeblich eine Reihe von Razzien gegeben, deren Ziel somalische Waffenverstecke gewesen sein sollen - sagt die berüchtigte Gerüchteküche der Hauptstadt. Wenn es nicht stimmt - dann ist das Gerücht zumindest Indikator für die Stimmungslage der Äthiopier. Aber es spricht einiges dafür, daß die Gerüchte zumindest einen wahren Kern haben.

Eine dubiose Rolle in der Islamisierung Äthiopiens spielt der Iran, der verdeckt starke Unterstützungsarbeit für junge Fundamentalisten leistet. In Zeitungsanzeigen wirbt etwa die iranische Botschaft für kostenlose islamische Schulungen, im islamisch geprägten Geschäftsviertel Mercato und in einigen anderen Kebeles sollen Geschäftsinhaber mit iranischen Kleinkrediten ausgestattet worden sein. Ob diese Bemühungen indes dazu führen, daß die eher liberale Spielart des äthiopischen Islam ins Fundamentalistische abdriftet, wird derzeit noch bezweifelt. Jedenfalls haben die Moslems in Addis erst vor drei Jahren dafür gesorgt, daß ihre radikaleren Vertreter aus dem Islamischen Rat verschwanden. Ob diese Konsequenz von Dauer ist, bleibt fraglich.

Die Mekane-Yesus-Kirche jedenfalls, die größte protestantische Kirche Äthiopiens, ist - mit europäischer Unterstützung - auf massivem Expansionskurs und zählt heute nach eigenen Angaben fast zwei Millionen Mitglieder. Die deutsche Hermannsburg Mission ist einer ihrer Förderer, andere Unterstützer kommen aus Skandinavien und von der American Lutheran Church.

Einen Unterstützer besonderer Art hat die Kirche in der Berliner Mission, die erst vor wenigen Wochen einen Aufruf „Kein Ruanda in Äthiopien“ veröffentlichte und sich damit den Zorn anderer deutscher evangelischer Kirchen zuzog. Sie reagierten mit einer geharnischten Gegenreaktion, deren Hauptvorwurf war, daß die Berliner Mission sich einseitig die Sache der Oromos zu eigen machte.

## Emerging markets

Westliche Diplomaten gehen mit aller Vorsicht an die Frage nach den Investmentmöglichkeiten in Äthiopien. Deutsche Firmen halten sich deutlich zurück, erklärt der Wirtschaftsfachmann der deutschen Botschaft, Heiko Warnken. Und wenn sie es versuchen, dann beklagen sie sich innerhalb kürzester Zeit über die äthiopische Bürokratie, die keine Chance ausläßt, Investoren mit Forderungen nach zusätzlichen Stempeln und

Unterschriften zu piesacken. Diese Unternehmer landen dann bei Warnken in der Deutschen Botschaft. „Bürokratie“, sagt Warnken, „Bürokratie ist der Punkt, über den sich die meisten Firmen beschwerten, die zur Botschaft kommen.“ Und in der Tat: Probleme wie die des deutschen Entwicklungshelfers, der seit sechs Monaten versucht, eine Lieferung aus dem Zoll am Flughafen zu holen, sind keine Seltenheit. „27 Stempel brauche ich dafür“, stöhnt der Entwicklungshelfer. „Und nicht, daß ich herumfahren und die Stempel einsammeln könnte. Nein - jeder Stempel wird am Flughafen mit einem neuen Stempel garniert und dient dann als Berechtigung, in einem neuen Behördengang einen weiteren Stempel zu bekommen.“

Amerikanische Unternehmen sind da schon etwas weiter. In den letzten drei Jahren hat sich die Zahl der investierenden amerikanischen Firmen schon verdreifacht - wenn auch, wie ein Diplomat zugesteht, „traders“ gegenüber traditionellen „investors“ bei weitem in der Überzahl sind. Als Modellbetrieb wird in der US-Botschaft die Zuckerfabrik in Fincha betrachtet, die nach langen Auseinandersetzungen heute von einem US-Betrieb instand gesetzt und gemanagt wird. Insgesamt sind in Uncle Sams Botschaft am Entoto 126 Firmen und Konzerne bekannt, die sich auf dem äthiopischen Markt versuchen. Erheblich mehr sind es, wenn es um den reinen Handel geht. In diplomatischen Kreisen wird Äthiopien als „emerging market“ gehandelt, einen Markt, dessen Bewohner zwar nicht allzu viel Geld haben, wie ein Diplomat sagt, der aber insgesamt 56 Millionen Menschen stark ist. Und in den letzten Jahren seit dem Fall des Derg-Regimes hat sich zudem eine dünne Schicht von schwer- bis superreichen Menschen herausgebildet, die ihrerseits für eine rege Nachfrage nach Konsumgütern ebenso wie nach guten Investments steht.

Zugute kommt den amerikanischen Unternehmen dabei, daß sie von der Political Risk Insurance in Washington - dem Gegenstück zur deutschen Hermes-Bürgschaft - gegen eventuelle Ausfälle sehr gut abgedeckt werden, aber auch, daß alle Informationen gezielt gesammelt und nach Washington zu einer Informationsbörse weitergeleitet werden. Auf deutscher Seite tut sich dagegen eher wenig: Die Informationen über den äthiopischen Markt, die die Auslands-Industrie- und Handelskammern sammeln, sind inaktuell und unvollständig - eine Hilfe für Investoren, die gerade am Horn von Afrika interessiert sind, sind sie jedenfalls nicht.

Insbesondere im Bereich der Zivilluftfahrt tut sich den amerikanischen Unternehmen ein großer Markt auf. So ist der Triebwerkshersteller Pratt & Whitney stark im Land engagiert, und auch Boeing ist dem Land seit 50 Jahren traditionell verbunden. Eine Nagelprobe wird dabei die Auseinandersetzung um zwei Flugzeuge, die Ethiopian in den nächsten Jahren kaufen will. „Boeing hat dabei gute Chancen“, sagt ein amerikanischer Diplomat. Die Wartungstechnik ist voll auf Boeing abgestimmt, der Flugsimulator ist ein Boeing-Produkt - die Umstellung würde Ethiopian sicher schwerfallen.

Dabei hat Airbus in Afrika traditionell Heimspiele. Bis auf Marokko, dessen König Hassan ein Boeing- und USA-Verfechter ist, und eben Äthio-

pien, ist der gesamte schwarze Kontinent Airbus-Land. Bei ihrer Ankunft hatte die Airbus-Delegation, die eigentlich „nur die technischen Vorzüge ihres neuen Vorzeigemodells präsentieren“ wollte, auch gleich eine Propagandamaschinerie mitgebracht. Als Ergebnis erschienen in den englischsprachigen Blättern große Aufmacher, die den Konkurrenzkampf mit Hilfe von Airbus-Pressmaterial und Pressefotos thematisierten. Gipfel der PR-Aktion war schließlich, lange bevor Ethiopian Airlines sich überhaupt entschieden hatten, eine Schlagzeile im Wirtschaftsblatt Entrepreneur: „Will Boeing Surrender?“ Zuvor hatte Airbus-Pressesprecher Dupiech freigebig Fakten und Informationen gestreut, nach denen die Airbus-Modelle nicht nur erheblich leiser und um ein Fünftel kerosinsparender seien, sondern auch die Information, daß die in Äthiopien durchweg vergötterten Ethiopian-Piloten sich bei ihren Airbus fliegenden Lufthansa-Kollegen schon von dem europäischen Modell überzeugt hatten. „Die Amerikaner werden sich auch auf der diplomatischen Schiene heftig engagieren“, verspricht ein westlicher Diplomat, „und auch über die äthiopische Regierung deutlichen Druck zugunsten Boeings ausüben.“

Die Einflußnahmen amerikanischer und europäischer Flugzeugbauer ist ein Indiz dafür, wie sehr das gerade vom Kommunismus genesene Land von der globalisierten Welt abhängig ist. Äthiopien kämpft in der wirtschaftlichen Entwicklung nicht nur mit eigenen Unzulänglichkeiten, sondern auch mit der starken Konkurrenz von Nachbarn. Länder wie Uganda mit einem jährlichen Wirtschaftswachstum von zehn Prozent und einer relativen Stabilität, Kenia mit einer im Westen bekannteren Infrastruktur, aber auch Eritrea locken Investoren mit deutlicherem Profil. „Es ist eben auch ein Problem des unterentwickelten Marketings, das Äthiopien betreibt“, sagt ein Diplomat.

Addis ist eine unruhige Stadt. Sicher wie sonst kaum eine auf dem afrikanischen Kontinent. Nirgendwo ist so wenig Kriminalität - zumal organisierte - spürbar wie in den Straßen der äthiopischen Hauptstadt. Nirgendwo sind die Bettler höflicher, und nirgendwo findet sich auch eine ähnlich hilfsbereite Atmosphäre gegenüber Ferenjis („Franken“), die offensichtlich ein Orientierungsproblem haben.

Aber Addis ist unruhig, Addis kocht vor Gerüchten. Die Hoffnungen auf ein Wirtschaftswachstum, das die Bettler von den Straßen treibt, die Arbeitslosen mit Jobs, die Wohnungslosen mit neuen Häusern versorgt, sind zerstoßen. Im Gegenteil: Die Sorgen werden mit jeder neuen Nachricht von Massenentlassungen größer. Die Economic Commission on Africa, eine UN-Unterorganisation, verkündete pünktlich im Januar die Entlassung von 170 äthiopischen Angestellten, und das Wirtschaftsblatt Entrepreneur kommentierte die Neuigkeit mit einem plakativen „Boom“ in der Schlagzeile und der Vermutung, daß dies noch lange nicht der letzte Schritt gewesen sei.

Die Lücke zwischen den Armen und den Reichen klafft immer weiter auseinander. Die Ferenjis werden mittlerweile fast weniger beneidet als die junge Kaste der Neureichen, der Mercato-Millionäre und der Businessmen,

die den Weg in die Zeit der freien Marktwirtschaft gefunden haben, die ihre Kinder ins In-Lokal „Blue Tops“ ausführen - und die ihren Hausangestellten oft Löhne zahlen, die weit unter den vorgeschriebenen Mindestlöhnen liegen.

## Die beste Gerüchteküche der Welt

Die Gerüchte in Addis Abeba sind ihrer Natur nach eine Mischung aus Erwartung, Erfindung, Erleben und Entertainment, gemischt mit anderen Gerüchten und den - ebenfalls oft auf Gerüchten basierenden Informationen aus den Zeitungen. Aber sie sprechen eine deutliche Sprache. Die Kriegsparolen aus dem Sudan, die Aufrufe zum Heiligen Krieg gegen Äthiopien von den somalischen Moslembroderschaften, haben neue Kriegsangst genährt, auch wenn sich die Regierung Zenawi auf einen Waffengang weder einlassen will noch kann. Unvergessen ist die traumatische Erfahrung aus den letzten Jahren des Bürgerkrieges, als die Derg junge Männer von den Straßen weg entführten und an die Front karren, wo sie zu hunderten in unsinnigen Schlachten verbluteten.

Heute herrscht wieder Angst vor den **Kriegs-Keilern** der Regierung, und keiner weiß genau, ob sie berechtigt ist. Die in den Garnisonen verbliebenen **tigrinischen** Buschkämpfer der TPLF, so glaubt man, würden für die Verteidigung des Landes nicht ausreichen, und gerade der Regierung traut man durchaus zu, daß sie die Angehörigen ihres eigenen Volkes schont und stattdessen Oromos und Amharen als Kanonenfutter an die Front schickt.

In der Tat mehren sich die Anzeichen dafür, daß Äthiopien sich auf Kriegswirtschaft umstellt. Eine stillgelegte Panzerfabrik in Debre Zeit soll derzeit wieder auf Produktion vorbereitet werden. Am Luftwaffenstützpunkt in Debre Zeit werden derzeit Soldaten in Crash-Kursen zu Fallschirmjägern ausgebildet, wobei Ausbilder schon bei den Übungen Verluste beklagen. „Im Ernstfall wären die Soldaten schon kampfunfähig, wenn sie kaum auf dem Boden angekommen sind“, sagt ein erfahrener Soldat.

Und die Informationen aus den gefährdeten Gebieten sind spärlich. Eine Meldung, daß an der sudanesischen Grenze inzwischen 300 Äthiopier gefallen sein sollen, wurde inzwischen dementiert. Bei den Toten handelte es sich um Angehörige der südsudanesischen Befreiungsarmee SPLA, die in den Flüchtlingslagern um Gambella angeworben worden waren - Nuer, die aus dem Sudan zu ihren Stammesbrüdern nach Äthiopien geflohen waren. Doch im Raum steht nach wie vor der Vorwurf der Sudanesen, daß Äthiopien - und im Hintergrund der Erzfeind Amerika - die **Rebellenstreitkräfte** mit Waffen und logistischer Unterstützung versorgen, so wie es die Eritreer - und im Hintergrund die Amerikaner - an ihrer sudanesischen Grenze auch tun. Flugzeuge der **Ethiopian Airlines** sollen verwundete SPLA-Kämpfer und **eritreische** Militärberater aus den Kampfgebieten ausgeflogen und Kriegsmaterial an die Rebellen geliefert haben. Maker Deng

Malo, der Kommandeur der SPLA, sagte denn im Februar auch ganz freimütig, daß Äthiopien die Rebellen zwar nicht unterstützt, aber doch beherbergt. Ministerpräsident Zenawi wirft dem Sudan unter anderem vor, er beherberge und beschütze äthiopische Oppositionsgruppen. Die Folgen der äthiopisch-eritreisch-sudanesischen Krise könnten sich ausbreiten. Schon hat eine Allianz arabischer Staaten und der Iran dem Sudan Kredite zugesagt. Besorgt titelt eine Zeitung: „War clouds over the horn.“

In Addis Abeba schwelt unter der friedlichen Oberfläche noch ein weiterer Krisenherd. Von den Zeitungen selten registriert, hat es in den letzten Monaten immer wieder Anschläge auf Regierungsmitglieder gegeben, bei denen auch - wie im Stadtteil Mekanisa - mehrere Menschen ums Leben gekommen sind. Dies nährt die von westlichen Diplomaten formulierte Vermutung, daß Oppositionsgruppen inzwischen damit begonnen haben, bewaffnete Kämpfer in die Stadt zu schleusen und Waffendepots anzulegen. „Bisher war es immer so, daß Revolutionen in Äthiopien auf dem Land begonnen haben“, sagt ein europäischer Landeskenner. „Beim nächstenmal geht es direkt in Addis los - und das ist nicht mehr weit entfernt.“

Offensichtlich hat auch die Deutsche Botschaft inzwischen auf die Krisenstimmung reagiert. Aus dem Kaffeekränzchen, das in kritischen Situationen koordinieren sollte, und das eher als willkommene Gelegenheit zum Lunch betrachtet wurde, ist inzwischen auf Anweisung aus Bonn ein **Krisenreaktionsgremium** geworden, das auch Evakuierungspläne diskutiert.

Und für Krisen gibt es reichlich Nährstoff. Nach dem Ende des Bürgerkrieges zogen marodierende Gruppen durch weite Teile des Landes, insbesondere Veteranen der **Derg-Streitkräfte** und die ehemaligen Alliierten der Tigrinischen Befreiungsfront, die Kameraden von der **Oromo Liberation Front**, die sich mit den inzwischen Herrschenden entzweit hatten. Versprengte Veteranen der **Mengistu-Armee** terrorisierten die **Gonji-Oromo** im Süden so sehr, daß die noch jahrelang jeden töteten, der wie ein Amhare aussieht.

Bewaffnete Oromogruppen sind auch heute noch besonders im südlichen Äthiopien aktiv. Sie haben in den letzten Monaten ihre Taktik umgestellt, sind nicht mehr in größeren Verbänden unterwegs und liefern sich auch keine schweren Gefechte mit Regierungstruppen. Stattdessen dringen kleine Gruppen von zehn bis 20 Kämpfern in Kommandoaktionen bis in die Städte vor. Im Osten, in den Wüsten des Ogaden, sickern Somalis ein, Gotteskrieger, die den Äthiopiern den heiligen Krieg geschworen haben, obwohl der Prophet Mohammed höchstpersönlich die Äthiopier ausdrücklich vom heiligen Krieg gegen Ungläubige ausgenommen hat. Der Prophet selber hatte vom Kaiser der Äthiopier einige Zeit Asyl gewährt bekommen.

Heute beklagen nicht nur Oromos Menschenrechtsverletzungen im Süden und Südosten des Landes. Sie werfen den Regierungstruppen willkürliche Verhaftungen, Unterdrückung bis hin zu Hinrichtungen vor. Vorwürfe, die Amnesty International bestätigt. Amnesty beklagt auch die Situation vieler Verhafteten in den Gefängnissen von Addis, die oft

monatelang auf ihr Verfahren warten müssen. Bemerkenswerterweise lobt gerade Amnesty die Haftbedingungen der Derg-Angehörigen, die xxx.

Ursprünglich haben Oromos und Tigres zusammen mit Dutzenden anderer ethnischer Befreiungsorganisationen gemeinsam gegen die Mengistu-Regierung gekämpft. Doch inzwischen haben sich die einstigen Alliierten zerstritten.

Das fragile, nicht mehr durch eine starke kaiserliche oder kommunistische Zentralregierung zusammengehaltene Gebilde Äthiopien laviert auf einem dünnen Grat, zusammengehalten nur von dem autoritären Regiment eine Priesterkaste von vielleicht 10 000 Tigre-Fighters, die die Elite der amharischen Bürokratie für ihre Zwecke instrumentalisiert hat. Diese Priesterkaste regiert den Vielvölkerstaat aus Addis Abeba, einer Stadt, die mehrheitlich von Oromos bewohnt wird, die mit einigem Recht zum Oromogebiet gehören würde . . ., wenn sie nicht 100 Jahre lang das Herzstück eines Kaiserreiches gewesen wäre, in dem jeder zum Amharen wurde - wenn er nur zu den Höflingen des Kaisers gehörte. Diese Priesterkaste hat das Land mit Anhängern überzogen, die oft in entscheidenden Stellungen sitzen. Die Ethnisierungspolitik der äthiopischen Regierung hat TPLF-nahe Funktionäre in Funktionen geschleust, in denen zuvor Amharen saßen, Tigres wie Mitglieder der den Tigres durch Koalitionen verbundenen nationalen Parteien. Doch das erwachende Selbstbewußtsein der Minderheiten sorgt für Widerstand gegen manche tigrinische Assimilierungsbestrebungen.

Aber die äthiopische Regierung ist auf einem guten Weg, wenn man sich nicht an Details aufhalten will. Ministerpräsident Meles Zenawi gehört ebenso wie sein ugandischer Kollege Yoveri Museveni zu einer neuen Generation von afrikanischen Staatschefs, die unbelastet von kolonialen Traditionen und Ost-West-Konflikten einen eigenen Weg gehen will. Äthiopien hat sich eng an die Amerikaner angelehnt - nicht eng genug, wie die Amerikaner finden. Denn auch gegenüber chinesischen Interessen ist Zenawi offen. Bereitwillig hat er die diplomatischen Kontakte mit Taiwan abgebrochen, um festlandschinesische Investitionen ins Land zu locken. Und in der Organisation für Afrikanische Einheit hat er sich als Friedensstifter viel Respekt verschafft. Die Friedenskonferenz von Sodere, an der alle somalischen Clanführer außer dem einflußreichen Sohn des international bekanntgewordenen, aber umgebrachten Aidid teilnahmen, galt als Durchbruch zur Befriedung des Horns - ein Erfolg Zenawis, dessen Strategien auch außerhalb des eigenen Lagers auf viel Zustimmung stoßen.

Schade nur, daß der Prophet im eigenen Land wenig gilt.

„Die Tigres wollen ihren eigenen Staat“, schimpft ein Oromo in der kleinen Bar in Nazaret, und schlürft erregt seinen Kaffee. Eine schweigsame Oromofrau sorgt für dampfenden Nachschub, eine Gruppe von Jungs lungert am Straßenrand herum und beobachtet neugierig den Ferenji. „Und das wollen sie mit dem Nationalvermögen Äthiopiens finanzieren.“

Die Belege für diese Verschwörungstheorie suchen die Regierungskritiker in der Konstruktion der EFFORT-Holding. Privatisierte Betriebe

werden wie durch Zauberhand plötzlich von **Fightern** der TPLA gelenkt. Die Tigre-Städte im Norden, etwa die Provinzhauptstadt Mekele, erleben einen ungewöhnlichen Bauboom. Und die Oromos im Süden klagen darüber, daß die Segnungen der sich entwickelnden Marktwirtschaft sich an ihren Landstrichen vorbeientwickeln.

In der Tat: Mit EFFORT ist der mit Abstand größte Trust in Äthiopien und eine der größten Ballungen wirtschaftlicher Macht in Afrika entstanden, lange vor der zweitgrößten Machtkonzentration, dem Konzern des **ethio-saudischen** Unternehmers Al Amuddin.

Nach den Kriterien einer Bananenrepublik wäre das eine klare Sache: Hier wirtschaften korrupte Politiker in ihre eigene Tasche. Doch in Äthiopien ist die Lage etwas anders. Dafür spricht der Fall des stellvertretenden Premierministers und Guerillas außer Dienst Tamrat Layne - Kriegsname „**Colobus Monkey**“ - der im November 1996 völlig überraschend abgelöst und unter Hausarrest gestellt wird. Er soll sich den Unwillen Menawis zugezogen haben, weil er sich vom süßen Leben in Addis anstecken ließ. Auch Laynes Schwester geriet unter Verdacht, und weil sie keine Privilegien - wie etwa die Ausreise zu Verwandtenbesuchen während der Ermittlungen - gestattet bekam, wuchs auch bei Beobachtern die Zuversicht, daß auch „Prominente“ nicht die üblichen Privilegien bekommen. „Die Regierenden sind immer Dschungelkrieger geblieben“, urteilt ein Amhare. „Sie leben für ihre alten Ziele und nach dem Grundsatz: Wer nicht für mich ist, ist gegen mich.“ Und nicht verschwiegen werden soll auch die Vermutung, daß Layne schlicht zu mächtig zu werden drohte.

## Kwas **dibulbu** nat

Der Schock erreichte den äthiopischen Fußballverband mit nur geringer Verspätung. 16 Mitglieder der **Fußball-Nationalmannschaft** setzten sich bei der Anreise zu ihrem **Africa-Cup-Qualifikationsspiel** gegen Marokko ab und baten in Italien um politisches Asyl. Die Fans waren nur mäßig entsetzt: Desertionen der einheimischen Fußballfachkräfte gehören zum Normalfall. Die besten sechs Dutzend Kicker haben sich im Laufe der letzten Jahre abgesetzt - doch kaum einer hat in der Fremde das erreicht, was er in Äthiopien nicht bekam. Einen Kicker mit Profilizenz in Europa oder bei afrikanischen Spitzenklubs hat das Land bisher noch nicht hervorgebracht, auf einen George **Weah**, wie ihn Liberia vorzeigen kann, hofft man in Addis Abeba noch vergebens. Dafür gibt es viele hoffnungsfrohe Nachwuchstalente im Juniorenteam, spillerige Kerlchen, die sich neben muskelbepackten nigerianischen Super Eagles und ägyptischen Kleiderschränken ausnehmen wie magere, **pubertierende** Jugendliche. Technisch versierte Fußballer allesamt, aber im Zweikampf von der sanften Sorte, und vor des Gegners Tor von sprichwörtlich äthiopischer Höflichkeit. Vorbei die Zeit, als das damals noch kaiserliche Äthiopien in den 60er Jahren afrikanische Fußballgroßmacht war.

Um so größer ist an diesem 23. Februar die Begeisterung im Stadion von Addis Abeba, als das neuformierte Not-Team die erste Halbzeit wider Erwarten ohne Gegentor übersteht, die Ägypter gar nicht so gefährlich auftreten, und als **Neu-Stürmer** Assege in der zweiten Halbzeit eine Flanke erwischt, allein vor dem Tor der übermächtigen ägyptischen Nationalmannschaft auftaucht und den **1:0-Führungstreffer** markiert. Da bebt das trotz allen Frusts fast volle Stadion in seinen Grundfesten. Die äthiopischen Kicker schauen sich in einer Mischung aus fassungslosem Jubel und grenzenlosem Staunen an.

Die Fans hatten das erste Spiel nach der Flucht der Nationalspieler mit gemischten Gefühlen erwartet. Die neue Auswahl hatte gerade mal eine Woche zusammen trainieren können, die komplette Abwehr war in Rom geblieben, „und die Jungs hatten vor dem Spiel die Hosen gestrichen voll“, schmunzelt Bernd Fischer, der deutsche Trainer beim äthiopischen Verband. Zudem spielten bei der Zusammenstellung der Truppe politische, will heißen ethnische Argumente eine größere Rolle als sportliche - da hätte es noch andere, qualifiziertere Sportkameraden gegeben als die, die der neue Trainer, der Coach vom Addis-Team Banks, berufen mußte.

Nach der Partie fühlten sich auch die Politiker im äthiopischen Fußballverband so richtig bestätigt. Nach der Massenflucht hatten sie Übles von dem Spiel gegen die übermächtigen Ägypter erwartet. Und plötzlich trat da eine Truppe von mageren braunen Jungs auf, die den hohen Favoriten aus dem Norden mit Kampfesgeist an den Rand des Abgrunds drängte. „Die beste Mannschaft seit Jahren“, freute sich ein Funktionär, sichtlich erleichtert und wieder mit einem Stück verlorengegangenen Nationalstolzes ausgestattet. Und alles ist wieder wie vorher: Auch die neuen Stars werden sich von ihrer Hoffnung auf eine **Profikarriere** blenden lassen und darauf hoffen, daß es anderswo Vereine gibt, die mehr bezahlen als die 300 **Birr**, die es für Profis in Äthiopien gibt.

Der Sieg der Nationalelf war Balsam auf die Seelen der 30 000 Zuschauer im Stadion von Addis Abeba. Aber auch in Äthiopien leben Herbergers Erben. Die äthiopischen Fans kennen zwar nicht den verewigten Fußballphilosophen aus dem fernen Deutschland, sondern nur Jürgen Klinsmänn und Lodda Maddäus aus dem Satelliten-TV. Aber eines wissen sie genau: „**Kwas dibulbul nat.**“ Was wörtlich heißt: „Der Ball ist rund.“

Es gibt im Äthiopien des **Meles** Zenawi nicht allzu viele Gelegenheit, seinen Nationalstolz auszuleben. Die Amharen, die mit dem Sturz des Derg vom Staatsvolk zur Volksgruppe degradiert, sehen keinen Anlaß, auf den neuen Staat stolz zu sein, in dem immerhin die **armenq** Vettern aus Tigray den Ton angeben. Viel stolzer wären die Amharen, wenn sie wie zu Kaisers und Mengistus Zeiten wieder freien Zugang zum Gelderwerb und zum Nutzen persönlicher Beziehungen hätten. Und sie bereiten den Tag X vor. Der Vorsitzende der All Amharas Peoples Organization, Prof. Asrat, sitzt wegen Vorbereitung eines Aufstandes im Gefängnis. Die AAPO gilt als ausgesprochen chauvinistische Organisation, die das Staatsvolk wieder zum Staatsvolk machen, die der Ethnisierungspolitik der Regierung ein



Ende bereiten will. Im Untergrund sind radikale Amharen mit der Vorbereitung eines Aufstandes beschäftigt. Nicht nur Somalis schaffen Waffen in Verstecke nach Addis.

Doch die Realität geht an den amharischen Wünschen vorbei. Da gibt es etwa die Frage der Landreform. Bis heute sind in Addis Abeba nur Grundstücke in Privatbesitz, die dies nachweislich schon während der Kaiserzeit waren. Der Verkauf von Grundstücken ist erheblichen Restriktionen und Steuerlasten unterworfen, und die - weit überwiegend amharischen - Landbesitzer setzen natürlich alles daran, diese Grundstücke erst dann zu verkaufen, wenn sie auch wirklich Geld damit verdienen können. Und solange das nicht geht, bleiben sie auf „ihren“ Grundstücken sitzen und warten auf bessere Zeiten.

### „Is there a mystery behind it?“

Auch die Presse wartet auf bessere Zeiten. Die Presse - das sind im nachsozialistischen Äthiopien zwei Lager. Die staatlichen Medien und die privaten Medien. Die journalistischen Medien und die reißerischen Medien. Die englischsprachigen Medien und die amharischen Medien. Die Medien, die auch morgen noch alle Redakteure an Bord haben, und die, die ständig mit Ersatz arbeiten, weil gerade wieder ein Kollege nicht am Schreibtisch, sondern im Gefängnis sitzt.

Da gibt es zum Beispiel die Zeitung Tobia. Eine private Gründung, bei der auch Staatsträger aus der Vergangenheit mitmischen sollen. Allein das ist schon Grund genug für die neuen Staatsträger, den Journalisten der amharischen Zeitung mißtrauisch gegenüberzustehen. Doch die Tobia-Schreiber überschreiten noch eine weitere Schmerzgrenze: Sie schreiben Dinge, die andere nicht schreiben, und sie werden noch am ehesten gelesen und akzeptiert. Die englischsprachigen Zeitungen halten sich eher zurück - friendly, nice and neat sollen die Berichte gerade über die Regierung sein. Beim „Monitor“ ergibt sich das von selbst, weil im Board der eine oder andere Vertreter der Tigrinischen Befreiungsfront sitzen soll. Bei der Addis Tribüne, der angesehensten Zeitung im Land, pflegt man eine besondere Variante des publizistischen Schmusekurses, der aber dank der Geschicklichkeit des Herausgebers Tamrat Bekele nicht auf Beliebigkeit hinausläuft. Auch Bekele beherrscht die Kunst, den Mächtigen politisch gut verträgliche Dinge ins Stammbuch zu schreiben, gegen die sie beim besten Willen nichts sagen können, ihnen aber gleichzeitig die Kritik unterzumengen, die sie selber üben müßten. Doch auch ein geschickter Journalist wie Bekele kennt seine Grenzen.

„To interpret an event is definitely impossible“, klagt Kefale Mamo, der Präsident der Ethiopian Free Press Association. Manchmal reicht es schon, über Dinge zu schreiben, über die andere nicht schreiben, aber Tobia gerät durch eine Interpretation in die Klemme.

Flug 931 der Ethiopian Airlines ist eine Woche vor meinem Eintreffen entführt und vor den Komoren ins Wasser gestürzt. In Äthiopien wird das Unglück als nationale Katastrophe betrachtet. Kaum, daß gesicherte Tatsachen über die Hintergründe im Land bekannt gewesen wären. Die Zeitungen präsentieren die Gesichter der Flugzeugcrew, berichten darüber, daß Captain L'eul, der Pilot der Maschine, auch nach dem Crash wieder fliegen will, berichten über die Schulkarrieren der Stewardessen. Sie berichten nicht darüber, daß L'eul es nicht zum ersten Mal mit Flugzeugentführern zu tun hatte. Sie spekulieren mangels verwertbarer Informationen, welche terroristische Gruppe sich hinter der Entführung verbergen könnte. Irgendwann, nach einigen Tagen der Ungewißheit, sind die Spekulationen darüber unwichtig geworden. Viel wichtiger ist die Frage an die Regierung und die Sicherheitsbehörden, die die „Sun“ als Schlagzeile stellt. „Is there a mystery behind it?“

Und das ist genau die Frage, die die Äthiopier auch stellen. Sie sind es gewohnt, zwischen den Zeilen zu lesen, wenn sie nicht überhaupt die gedruckten Medien als pure Unterhaltung und die darin beschriebenen Figuren als Schauspieler einer gigantischen Soap Opera betrachten.

Der Berichterstattung über ET 931 ist der Journalist Goshu Moges zum Opfer gefallen. Seine beiden Chefs, Taye Belachew und Anteneh Merid, haben sich eines anderen Delikts schuldig gemacht. Sie haben den Aufsatz eines Wissenschaftlers in das Monthly aufgenommen, in dem über Strategien zur Wiedervereinigung mit Eritrea nachgedacht wird. Das ist nun gerade das Wespennest, in dem man in Äthiopien nicht stochern sollte. Taye Belachew und Anteneh Merid werden verhaftet, der Herausgeber ist gerade auf USA-Reise. Das Blatt droht einzugehen. „Beabsichtigt“, schimpft Journalistenfunktionär Mamo. „Die Regierung versuche alles, um die Presse nach ihren Wünschen zu domestizieren.“

Tobia tritt die Flucht nach vorne an und stellt das Erscheinen der Zeitung demonstrativ und für einen bestimmten Zeitraum ein, statt den Betrieb einstellen zu müssen.

The first five times they were scheduled to appear in court since their arrest on 22, and 25, November respectively – they were unable to do so for various reasons. The fifth time, 9, of December they were taken back to the Central Investigation Office without their case being heard because their file had been lost.

Addis Tribune

Die beiden Journalisten Belachew und Merid kommen Wochen später gegen eine Kautions von 5 000 Birr frei. Der vierte der einsitzenden Tobia-Leute ist auch acht Wochen nach seiner Verhaftung noch nicht vom Gericht gehört worden, erklärt eine andere amharische Zeitung, Tomar. Tomar kennt sich aus. Ihr Chefredakteur Girmaneyeh Mamo saß 54 Wochen im Gefängnis. Besonders gefährdet, weil besonders despektierlich sind die Redakteure der oromischsprachigen „Urgi“. Zwei ihrer Journalisten,

Tesfaye Deressa und Guruma Bekele, sitzen ein, weil sie „in kriminellen Artikeln“ über die bewaffneten Aktivitäten der Oromo Liberation Front berichtet hatten. Beide fielen einer anderen, durchaus effektiven Strafe zum Opfer. Sie mußten 4 000 Birr zahlen, eine Summe, die einem guten Jahresgehalt entspricht

Das Council for the Protection of Journalists beklagt in seiner alljährlichen Aufstellung, daß Äthiopien zusammen mit der Türkei die Rangliste der journalistenfeindlichsten Länder in der Welt anführt. Und Reporters sans Frontiers hat sich mit Protestbriefen an die Regierung eingeschaltet.

Arrests of journalists has become so routine that one is sometimes tired of asking why such course of acting is taken by a government claiming to promote democracy and free speech.

Monitor

Ein Tatbestand, der sich mit dem Demokratisierungsprozeß in Äthiopien nicht so recht vereinbaren läßt, kritisieren Journalisten der privaten Presse, und Kefale Mamo geht in seiner Kritik an der staatlichen Pressepolitik noch ein Stück weiter. „Die kaiserliche Presse war immer noch besser als unsere heutige Presse. Die Regierung arbeitet zielgerichtet darauf hin, Wochen- und Monatsmagazine durch Druck der verschiedensten Art zu vernichten.“

Der Vertreter des Vaterlandes der freien Presse heißt David Shinn und ist seit wenigen Monaten US-Botschafter in Addis Abeba. Er hält sich mit Kritik an der Pressepolitik in Äthiopien vorsichtig zurück, aber er pflegt das Gespräch mit den Herausgebern der privaten Zeitungen. Shinn ist ein wahrer Diplomat. Er marschiert auf dem schmalen Grat zwischen dem amerikanischen Verständnis von Pressefreiheit und der äthiopischen Interpretation. Ja, sagt er den Journalisten bei einem Hintergrundgespräch, die amerikanische Botschaft verfolge die Entwicklung mit großer Aufmerksamkeit, und sie erwarte, daß der Umgang von Obrigkeit und schreibender Zunft entsprechend der äthiopischen Pressegesetzgebung geschehe. Denn formal ist die Presse frei, die 1992 verabschiedeten Vorschriften genügen durchaus westlichen Maßstäben. Auch die Zulassung von privatem Rundfunk und Fernsehen könnte von heute auf morgen umgesetzt werden - die Gesetze sind vorhanden. Nur würde privater Rundfunk die Machtverhältnisse im Land umstülpen - eine ganz konkrete und reale Gefahr. Der staatliche und staatlich kontrollierte Rundfunk ist das einzige Medium, das auch die Menschen außerhalb von Addis Abeba erreicht. Zeitungen sind auf dem Land kaum zu haben, und erst recht nicht die privaten. Äthiopien ist eines von wenigen Ländern in Afrika, in denen die Freiheit der Medien festgeschrieben ist. Es kann aber sein, daß manche Staatsanwälte und Richter, die die Journalisten ohne Haftbefehl und Verhandlung monatelang im Gefängnis halten, das nicht wissen.

Das zu sagen wäre für Botschafter Shinn aber höchst undiplomatisch.

Doch der Streit zwischen Regierung und privater Presse ist nicht nach schwarzafrikanischen Unterdrückungskategorien zu beurteilen. Gerade amharischsprachige Zeitungen pflegen oft einen Stil, der mit journalistischem Handwerk nicht zu vereinbaren ist. „Es gibt einen ausgesprochenen Mangel an ausgebildeten Journalisten“, weiß auch Journalistenfunktionär Mammo. Es gibt keine Journalistenschule, und es gibt auch keine dem Volontariat vergleichbare Ausbildung. Stattdessen gibt es einen erheblichen wirtschaftlichen Druck. Die Kosten für Druck und Papier sind in den letzten Monaten dramatisch gestiegen. Und auch ohne den Druck von oben haben viele Zeitungen und Zeitschriften, die in den letzten Jahren entstanden waren, wieder aufgeben müssen. Kein Wunder, daß im Kampf um den zahlenden Kunden auch schon mal die Schlagzeilen funktional aufgeblasen werden - mit kalkuliertem Risiko. Eher verschwindet mal ein Journalist in eine sichere Unterkunft, wenn er eine besonders schöne Schlagzeile erfunden hat und ist dann für die Sicherheitsorgane ein Weilchen nicht mehr zu sprechen.

Die Diskussion über ihren Befreiungskampf findet nur unter der Hand statt. Eine richtige Oromo-Presse hätte auf dem Markt gute Chancen, glaubt Kefale Mammo, der Vorsitzende der Ethiopian Free Press Organization. Aber die äthiopische Regierung erlaube keine freie Presse - „to interpret an event is absolutely impossible“.

## Machtfragen eines Staatsvolkes

Gerade die amharischen Zeitungen spielen aber auch noch eine hochpolitische Rolle. Sie sind für die amharische Opposition ein wichtiger Faktor im politischen Kampf und eine Chance, den verhaßten Tigres irgendwann die Machtfrage zu stellen. Die Amharen haben nie die Schmach verwunden, plötzlich vom Staatsvolk zum zweitstärksten Volk degradiert worden zu sein - weg von den Pfründen und Fleischtöpfen, aus denen sie sich jahrtausendlang bedient hatten. An der Macht waren sie, weil Haile Selassie, der Negus Negesti, der die bedingungslose Unterordnung seiner Höflinge mit Macht und Einfluß zu belohnen pflegte, aus Oromos oder Tigres allein dadurch Amharen machte, daß er sie an seinem Hof zuließ. An der Macht durch die amharischen Offiziere des Derg, die sich zwar als standhafte Sozialisten erwiesen, aber nicht an Einfluß und Eigentum der amharischen Klasse kratzten. Und jetzt sind sie nur noch durch die erfahrenen Bürokraten in den 1 000 Amtsstuben mit einem Zipfelchen an Regierungsgewalt ausgestattet.

Dieser Einfluß wiegt immer noch gewaltig, wenn auch nur beim Verhindern. Die Tigres an der Spitze und ihre Alliierten der EPRDF haben die Staatsgewalt in den Händen. Zentrale der Macht ist das Büro des Ministerpräsidenten, aus dem die Anweisungen an die Minister gehen. So weit geht die Macht. Schwierig wird es, wenn die Anweisungen in die Ministerialbürokratie einsickern.

„Hier bleibt so viel stecken, was den Beamten nicht gefällt, und es gibt unendlich viele Beamte, die die Regierung sabotieren, wo sie nur können.“ Der das sagt, ist ein frustrierter TPLF-Fighter, der nach der Machtübernahme einen einflußreichen Posten in einem Ministerium bekommen hat. Er sagt es nur, weil er schon mehr Whisky getrunken hat als unbedingt nötig.

Die Tigres besetzen die Schaltstellen im Machtapparat. Das **amharische** Netzwerk in der Bürokratie lebt von den vielfältigen Abhängigkeitsverhältnissen, die Amharen untereinander pflegen. Kaum, daß ein Beamter etwas aus eigener Initiative tun und ohne die Absicherung durch einen Vorgesetzten genehmigen würde. Und diese Vorgesetzten halten es genauso mit ihren Vorgesetzten. Ein bewährtes Instrument, Eigeninitiative in Behörden zu unterdrücken, sind die Gungumas, regelmäßige Treffen von Beamten einer Behörde oder Abteilung. Hier finden sich dann die Vorgesetzten, die Eigeninitiative aufspüren und bekämpfen.

Die äthiopische Bürokratie hat eine jahrtausendealte Tradition und ist - auch wenn man sie im Lande herzlich haßt - ein Staatselement, auf das man auch wieder stolz ist. Die Opfer der Bürokratie, die regelmäßig Stunden und Tage vor den Büros von unfreundlichen Beamten stehen, empfinden zugleich nationalen Stolz über deren Existenz. Afrika fängt südlich und westlich von Äthiopien an, und der Unterschied zu Schwarzafrika ist der, daß in Äthiopien alles seinen geregelten Gang geht. Äthiopien, sagen die Amharen, ist das Land, das den westlichen Vorwurf vom schwarzen Chaos über Jahrtausende widerlegt hat, das schon Schreiber und Verwalter kannte, als die Bürokratie in Europa noch nicht einmal mit Gänsekielen **dilettierte**.

Und Äthiopien ist ein Land, in dem ein Umbruch in den Köpfen stattfindet. Auf den Straßen warten immer mehr Mädchen aus den „besseren“ Schichten auf Freier, gekleidet in westliche (oder nördliche?) Klamotten.

Das drittärmste Land der Welt - nur Bangladesh und Mozambique sind ärmer - beherbergt 55 Millionen Patrioten, die ihre Geschichte und ihr kulturelles Erbe als die bessere Seite ihrer nationalen Existenz betrachten. Axum, Lalibela und Gondar - nationale Monumente von einer historischen Bedeutung, wie sie allenfalls noch in Rom oder Peking existieren. Sie leben in einem Land, das einmal Teile der arabischen Halbinsel beherrschte, in dem ein Endpunkt der Seidenstraße lag, in dem das schwarzafrikanische Chaos in geregelten Bahnen verlief. Ein Land, das sich als einziges in Afrika den Kolonialisten erfolgreich widersetzte, das afrikanische Land, das erstmals seit Hannibal die Römer schlug, Kolonisatoren in ihre Schranken verwies. Adua, der Ort, an dem Kaiser Menelik II. die Italiener schlug, ist Sinnbild für nationalen Überschwang, der Gedenktag wird heute noch gefeiert, und dieser Tag ist der einzige, an dem die verbliebenen Italiener in Addis Abeba vorzugsweise in ihren Wohnungen bleiben. Eine Geschichte aus den 60er Jahren verdeutlicht das Selbstbewußtsein der Äthiopier: Die Gattin des Botschafters eines schwarzafrikanischen Landes steckte einer Bettlerin etwas Geld zu, und die alte Frau bedankte sich und murmelte auf amharisch: „Gott verzeih mir, daß ich Geld von einer Sklavin nehme.“

Regelmäßig spielt sich auf der Hauptstraße zwischen Sidist Kilo und Arat Kilo ein ganz besonderes Schauspiel ab. Streifenwagen mit Blaulicht und Hörnern, Polizeimotorräder und mehrere hellgrüne Transporter fahren mit hoher Geschwindigkeit bergab. In den Transportern sitzen die Verbliebenen des **Derg-Regimes**, die sich vor dem Central High Court verantworten müssen. 66 Anklagen haben zur Prozeßeröffnung geführt. Gegen 21 Angeklagte, unter ihnen auch der Machthaber Mengistu Hailemariam, wird in Abwesenheit verhandelt. Ihnen gegenüber stehen 36 Sonderstaatsanwälte, eine unübersehbare Schar von Beamten und Helfern. Das Geld für den Prozeß, der heute schon mit den Nürnberger Prozessen verglichen wird, kommt aus Schweden.

Ob das Geld reicht, bis der Prozeß zu Ende ist, steht in den Sternen. Schwerfällig und zäh schleppt sich das Verfahren dahin. Schon auf die Verlesung der Anklageschriften folgte eine fast viermonatige Pause, in der die Verteidiger ihre Prozeßstrategien entwickeln konnten. Die Richter haben viele hundert Zeugen geladen - nur ein Bruchteil der Menschen, die in den Gefängnissen gefoltert wurden, haben auch die Chance, gegen ihre Folterer auszusagen. „Nein“, sagt einer, der fünf Jahre im Gefängnis erlebt hat. „Ich bin nicht geladen - es gibt viel zu viele Menschen, die es härter getroffen hat als mich.“

Auch fast zwei Jahre nach der Prozeßeröffnung ist erst ein geringer Teil des Materials gesichtet worden. Zwar haben viele Zeugen eindrucksvoll ihre Erfahrungen in den Gefängnissen des Derg geschildert. Aber inzwischen regen sich mehr und mehr Zweifel, ob das Verfahren nicht völlig auszuferndroht.

Zudem beklagen manche ausländischen Beobachter, daß die Anklagen wiederum politisch gefärbt sind. Die Richter und Staatsanwälte haben es vermieden, auch Gewalttaten gegen Gruppen anzuklagen, die auch heute zur Opposition zählen. So findet der Terror des Derg gegen die **Oromo Liberation Front** vor Gericht keine Aufarbeitung, oder der gegen die Opfer der Ethiopian Peoples **Revolutionary Party**, die auch nach dem Einzug der TPLF in Addis und der Machtübernahme durch die EPRDF noch bewaffneten Widerstand leistete.

Historische Erörterungen beginnen in Äthiopien nicht mit Adua und hören nicht mit dem Prozeß gegen die Derg-Funktionäre auf. Der äthiopische Nationalstolz und die immer noch beklagenswerte Armut des Staates erzeugen einen psychologischen Zwiespalt mit teilweise paranoiden Begleiterscheinungen. In den Menschen wohnt, tief innen versteckt, ein Stückchen Fremdenfeindlichkeit. Sie beobachten die Ferenjis in ihren großen Autos mit dem Mißtrauen, mit dem man Menschen aus einer anderen Welt betrachtet. Die es sich leisten können, eine Reise anzutreten, für deren Preis man in Äthiopien zwei Jahre lang gut leben kann. Die für eine kalte Coladose soviel Geld ausgeben wie andere für ein Essen für sechs Personen. Die Äthiopier sind diszipliniert. Sie lassen niemanden ihre schlummernde Fremdenfeindlichkeit spüren.

Bis die Zeiten schlechter werden.

## Exkurs

Nefwat ist 16 Jahre alt und kommt aus Eritrea. Nefwat lebt - und das finden manche Leute etwas komisch - direkt in der Nachbarschaft der vatikanischen Botschaft im Stadtviertel **Mekanisa**. Nefwat ist Prostituierte. Eine der einigen tausend Prostituierten, die allabendlich in Addis Abeba für einige wenige **Birr** ihren Unterleib hinhalten, um ihre Familien über Wasser zu halten.

Angesichts der Schönheit vieler äthiopischer Mädchen ist es fast schon erstaunlich, daß nur die arabischen Männer auf Lustreise nach Äthiopien gehen. „Kunden aus anderen Ländern?“ Nefwat überlegt. „Nein“, sagt sie. „Fast keinen.“ Nur vor einem Jahr - da hat sie mal einen netten Engländer kennengelernt.

Doch Sex mit äthiopischen Prostituierten birgt mehr Risiken, als „nur“ ein wenig Geld für ein sehr flüchtiges Vergnügen loszuwerden. Mediziner vermuten, daß sich das Land ganz vorne in der Reihe der am schwersten von Aids betroffenen schwarzafrikanischen Länder einfügen kann. Eine nationale Aids-Statistik wird nicht geführt. Aber Mediziner vermuten hinter der dramatisch steigenden Quote der Tuberkulose Toten viele Aids-Opfer, deren geschwächte Immunabwehr dem **Tbc-Bazillus** wenig Widerstandskraft entgegenbringen konnten. Es gibt Zahlen der Weltgesundheitsorganisation, daß die Prostituierten in der Handelsstadt Dire Dawa bereits zu fast 100 Prozent den Virus in sich tragen. Die rasante Verbreitung der Epidemie wird in der Öffentlichkeit aus Angst nur wenig zur Kenntnis genommen. In **Bahir Dar** wurde sogar ein Mensch zu Tode gesteinigt, weil er bleich und krank aussah und die Dorfbewohner glaubten, er leide an der unheimlichen Krankheit. Doch die äthiopischen Männer haben wenig Probleme damit, sich mit den Straßenmädchen zu vergnügen. Prostitution ist über die Jahrhunderte nicht unbekannt gewesen in Äthiopien. Und die Tendenz ist steigend. Waren es früher noch viele Frauen vom Land, durch den Krieg entwurzelte, Witwen von Kriegstoten, die nur durch Prostitution überleben konnten, kommt heute eine neue Gruppe auf den Strich: Die Kinder aus den besseren Familien, die heute schon wissen, was im industrialisierten Norden hip ist. „Traditionelle Familienstrukturen sind auf dem Rückmarsch“, sagen Soziologen. Mädchen aus den Mittelschichten haben besseren Zugang zu Bildung und Beruf und entwickeln viel mehr Selbstbewußtsein im Verhältnis zu ihren Paschas. Auf dem Land ist es nicht mehr automatisch so, daß Mädchen mit zwölf Jahren verheiratet werden. Doch zwischen den unruhig gewordenen jungen Äthiopiern und den alten Konservativen tun sich mehr und mehr Risse auf. Und auch der Krieg hat tiefe Wunden gerissen.

## Ein Land mit 13 Monaten Sonne

Eine ganz persönliche Anmerkung: Äthiopier mögen, besonders wenn sie materiell besser gestellt sind, wenn sie ein wenig am großen Rad mitzu-

drehen glauben, gegenüber Ausländern sehr reserviert, wenn nicht hochfahrend oder arrogant sein. Die vielen Äthiopier auf den Straßen sind unglaublich freundlich. Sie sind gastfreundlich, sie streiten sich im Minibus darum, wer die Fahrttaxe übernimmt. Sie halten auch mit dem Auto an, wenn der **Ferenji** scheinbar orientierungslos durch die Gegend läuft, und bieten ihr Auto als kostenfreies Taxi an. Und sie marschieren Umwege von drei oder vier Kilometern, wenn der Ausländer sie fragt, wo denn dieser oder jener Ort ist, bloß um dem Gast nicht einfach zu sagen, wo er hinfahren muß, sondern um ihn persönlich sicher ans Ziel zu bringen.

Ich habe in der Nähe des Sarbet gewohnt, eines Kreisverkehrs im Süden ganz in der Nähe des Stadtviertels Mekanisa. Ein Viertel, in dem viele Botschaften sind, einem Viertel, in dem auch Diplomaten ihre Residenzen haben. Mit dem Minibus läßt sich der Sarbet erreichen, wenn man am belebten Mexico Square umsteigt.

Der Mexico Square ist, zumal abends bis zum Ende des Minibusverkehrs, ein Ort, an dem sich Bettler, Prostituierte, Geschäftsleute, Gullits und Schuhputzer treffen. Zwischen der einen Bushaltestelle und der anderen liegen ungefähr 300 Meter, die zu Fuß zurückgelegt werden müssen. Auf diesen 300 Metern, die ich mindestens hundertmal zurückgelegt habe, habe ich unendlich viele Menschen kennengelernt. Die sechs Veteranen und Kriegskrüppel, die sich zu einer Bettelgemeinschaft zusammengeschlossen haben, und die mich nach einigen freundlichen Gaben schon aus 20 Metern Entfernung überschwänglich begrüßen.

Die „**Gullit**“, die Erdnußverkäuferin, die nach einigen Wochen aus ihrer maskenhaften Starre erwacht, aufsteht und den Ferenji mit einem **Händeschütteln** begrüßt, der ihr allabendlich eine oder zwei Zigaretten abgekauft hat. Die leprakranke Bettlerin mit dem hübschen Gesicht, den abgefauten Fingern und dem Kind, das an ihrer Brust saugt; die, die immer traurig schaut. Der halbwüchsige Minibusschaffner in seinem roten Pullover, der an einem Abend plötzlich lautstark Werbung für einen Minibus macht, in dem ein argloser Weißer hockt. Der lautstarke Junge hat mir den Spitznamen „**Mr. Moustache**“ verpaßt, unter dem mich innerhalb weniger Tage alle Losverkäufer, Gullits und Bettler kennen. Woldegebriel in seiner Pepsi-Bude, in der es Seife, Speiseöl, Zigaretten und kleine Konserven gibt, in der auch der Verkehrspolizist übernachtet, und der nach einem deutschen Entwicklungshelfer sucht, der ihm vor Jahren den Schulbesuch ermöglicht hat.

Mein kleiner, vielleicht neunjähriger Schuhputzer, der mich zu seinem speziellen Freund erkoren hat, für einen **Birr** Schuhe putzt (Heiligabend auch zwei), auch wenn die inzwischen etwas abgelaufenen Schuhe es gar nicht nötig haben, und auf **Amharisch** Geschichten erzählt, die von Gott und der Welt und dem **Schuhputz-Busineß** handeln, vielleicht aber auch von dem ulkigen Weißen, der sich kein Auto leisten kann und so arm ist, daß er mit dem Minibus fahren muß.

Schade, daß ich ihn nicht so richtig verstehe.